

Wie ein protestantischer Pastor die Stelle bei Jo 2, 4: „Quid mihi et tibi“ erklärt.

Von P. Baudenbacher C. Ss. R. in Cham (Bayern).

Dr Bartmann verwirft in seinem, von der „Quartalschrift“ (63. Jahrg. 1910, S. 376), empfohlenen Buche: „Christus ein Gegner des Marienkultus?“ die sogenannte „Beschleunigungshypothese“, die der gelehrte Rottenburger Bischof als eine „theologisch unvollziehbare Annahme“ ablehnt. Nach Dr Bartmann kam der Herr nach Kana, um da nach dem Willen des Vaters sein erstes Wunder zu wirken. Die Antwort des Herrn dafelbst auf die Bitte seiner jungfräulichen Mutter enthalte eine ernste Belehrung, daß er sich jetzt, nachdem er seine messianische Laufbahn angetreten habe, nicht mehr von dem Wunsche seiner Mutter leiten lassen könne, sondern daß ihm der Wille des Vaters die einzige Richtlinie sein müsse. Nicht ganz befriedigt, wie der gelehrte Rezensent P. Gregor Maria Zinkl O. S. M. bemerkt, des Verfassers weitere Exegese des zweiten Teiles der Antwort Christi (nondum venit hora mea). Die Erklärungsversuche dieser zum Mißverständnisse sehr einladenden Stelle, welche katholische Theologen schon gemacht haben und noch immer machen, sind zahlreich und auch meistenteils bekannt. Weniger bekannt dagegen sind die Erklärungen protestantischer Theologen und Schriftsteller. Freilich gefallen sich sehr viele von ihnen, bei dieser Gelegenheit recht ihre Abneigung gegen die „Maria“ zu zeigen und ihr „Zudringlichkeit und Unmaßzung“, „Voreiligkeit“, „Ungeduld“, „Unverständ“ usw. vorzuwerfen. Um so wohltuender ist es zu hören, daß auch protestantische Schriftsteller die Stelle bei Jo 2, 4. ohne Voreingenommenheit zu Gunsten der jungfräulichen Mutter verstehen und „ihr großartiges Vertrauen und ihren großen Glauben“ anerkennen. So sagt Lüthardt (das Johann. Evangel. S. 852): „Klar verständig, zart empfindend, hat Maria zugleich das demütig Ergebene einer tief innerlichen Seele. Es ist ein um so bedeutenderer Zug großartigen Vertrauens, daß sie nichts tut, als demütig sich bescheidend, ihm die Sache bloß mitteilen, je mehr ihr die Erwartung, daß er helfen werde, naheliegen müßte. Nur der demütigsten Ergebung in die Wege Gottes, die sie geführt wird, konnte solches zugemutet werden.“ Eine andere Stimme¹⁾ äußert sich zu der biblischen Erzählung also: „Es berührt uns auch sympathisch, daß die Mutter Jesu, sobald sie mit echt weiblichem Scharfblick die Not des Brautpaars entdeckt hat, sich sofort in überwasslendem Mitgefühl mit ihrer Bitte um Abhilfe des Notstandes gleich an die richtige Adresse wendet: an die segenspendende Hand des Herrn . . . Sie zieht sich (nach der Abweisung) alsbald demütig zurück, ohne jedoch an seiner Hilfe zu zweifeln. Im

¹⁾ Aus: „Was halten die Protestanten von Maria, der Mutter Jesu?“ Verlag Gr. Lichtenfelde-Berlin.

Gegenteil, sie weiß: Er wird helfen, wenn seine Stunde da ist. Daher ihr vertrauensvolles: Was Er euch sagt, das tut. Und erinnert dieses so vertrauensvolle Wort: Was Er sagt, das tut nicht. an jenes nachmalige, demütig gläubige Wort des kananäischen Weibleins: „Ja, Herr, aber doch?“ In der Tat, in diesem Ausspruch, den die Bibel uns aus Marias Munde überliefert hat, zeigt sie sich wieder so ganz als die demütig gläubige Magd des Herrn. Zugleich freut es uns zu hören, daß die fromme Davidstochter genau mit denselben Worten hier die Notleidenden zu dem wahren Helfer hinweist, mit denen einst Pharaos die notleidenden Israeliten zu dem ägyptischen Josef — dem alttestamentlichen Vorbilde Christi — als ihrem einzigen Helfer hinwies (1 Mos 41, 55).“ Doch am schönsten wird wohl Pastor W. D. Dietlein diese Stelle (Johannes 2, 4.) in seinem „Evangelischen Ave Maria, ein Beitrag zur Lehre der selig zu preisenden Jungfrau“ (Halle, Verlag von Julius Trücke 1863) erklärt haben. Auf Seite 18 sagt er unter der Ueberschrift „Maria als Fürbitterin“ also: „Bei der Hochzeit zu Kana spricht die Mutter fürbittend zum Sohne: „Der Wein fehlt ihnen.“ Da sagt ihr Jesus: „Was mir und dir, Frau?“ noch ist meine Stunde nicht gekommen.“

¹⁾ Der protestantische Pastor überzeugt also hier mulier nicht mit „Weib“, sondern mit „Frau“. Ebenso übersetzen es, um andere zu übergehen, der berühmte Tübinger Ereget Dr. Bösel in seiner Erklärung des Johannesevangeliums; Dr. Hettlinger in seiner Apologie des Christentums⁷ (Bd. 3, S. 526). Dr. Hammer erzählt in seinem „Rosenkranz“ (Bd. 2, S. 35 f.): „Der selige Professor P. Jungmann an der Universität zu Innsbruck meinte, man solle statt „Weib“ Frau setzen, aber dieses Wort in der würdevollen Bedeutung genommen, welche es in früheren Zeiten hatte und jetzt sich noch kundgibt in dem Titel „Unsere Liebe Frau“ und „Notre Dame“, welchen Titel das katholische Volk in Deutschland und Frankreich von alters her der seligsten Jungfrau beilegt.“ Und der berühmte Schriftsteller sagt (S. 34), daß ihm in seiner Kindheit das Wort „Weib“, womit der Heiland seine Mutter angeredet, jahrelang als ein schweres Abergernis erschien. Es ist da von Interesse zu vernehmen, wie ein protestantischer Ereget das Wort „mulier“ verstanden wissen will.

Über die Worte „Weib, da siehe deinen Sohn!“ äußert sich Georg Mayer, ein Hauptvertreter des Luthertums im sechzehnten Jahrhundert: „Am Kreuze hängend nennt der Herr, von innigster Liebe zu seiner Mutter erfaßt, dieselbe „Weib“, weil dies ein ehrenvollerer Titel ist, gleich als wollte er sagen: „Ich empfehle dir (Johannes) dieses Weib, welches aus allen Weibern des ganzen Menschengeächtes dazu erkoren und mit Gnaden überhäuft wurde, um jenes Weib, d. h. die Mutter jenes Samens zu sein, welcher der Schlange den Kopf zertragen soll...“ Mit diesem Ehrentitel „Weib“ krönt und ziert er also noch kurz vor seinem Tode am Kreuze seine Mutter vor allen übrigen Weibern. Darum weg mit dem Gedanken, als habe der Sohn Gottes in seinem letzten Todeskampfe gleichsam mit Verachtung seine Mutter mit dem Worte „Weib“ angeredet. (In Evang. Domin. 2. post. Epiph.)

P. Vogt S. J., Maria in ihren Vorbildern, S. 313.

Ich bin kein Ereget, aber es möge mir erlaubt sein, eine Hypothese aufzustellen, die vielleicht schneller zur Lösung der Frage führt, warum der Herr Maria zweimal, bei Kana und am Kreuze, nicht mater, sondern mulier nennt. Ich glaube nämlich, es sei Sitte bei den Juden gewesen, in Gegenwart anderer überhaupt seine Mutter stets in untertänigster Weise nicht Mutter, sondern Frau zu nennen. Wenn eine solche Sitte bei den vornehmsten Juden bestand

Die Fürbitterin belehrt hierauf die, für welche sie eingetreten ist, daß sie nun genau und ohne Zweifel tun sollten, was er sagen werde. Und die nach Jesu Anweisung mit Wasser gefüllten Krüge geben edlen Wein zum Getränk. Maria hat die Antwort des Herrn auf ihre Fürbitte als ein Wort der Erhörung verstanden und der Erfolg zeigt, daß sie sich nicht irrt. Selbst wenn wir vom Erfolge nichts wüßten, sollte uns wohl die Auslegung der Mutter etwas gelten, wo es sich um ein Wort des Sohnes, den sie unter ihrem Herzen getragen, handelt. Wäre sie auch nicht die Gesegnete unter den Weibern, so sieht ja eine Mutter mit sichererem Blicke in das Herz ihres Kindes, als es Ausleger imstande sind, die nach langen Jahren das Wort nur geschrieben vor sich sehen. Ohne sehr zwingende Gründe haben wir also kein Recht, in dem Worte Jesu etwas anderes als Erhörung, oder auch nur neben der Erhörung noch etwas anderes zu finden. Wenn Maria bei der Antwort ihres Sohnes durchgeföhlt hätte, daß er sie — tadeln wollte, oder gar, daß er ihr zu verstehen geben wollte: „Ich tue, was du bittest, aber nicht, weil du es bittest“, so wäre es zwar immer denkbar, daß Maria sich demnächst zu den Dienern wandte, um ihnen Anweisung zu geben, aber schön wäre es nicht; denn dann war ja zwischen dem Sohne und ihr wirklich etwas, und zwar eine Sache, welche wegzuschaffen wichtiger war, als alle Herbeischaffung des fehlenden Weines.

Manche Exegeten sagen, daß Maria vom Sohne hier wäre getadelt worden. Aber warum soll denn Jesus die Fürbitte seiner Mutter getadelt haben? Das wäre ja doch nicht nach der Weise Gottes, der reichlich gibt und ohne es vorzurücken (Jak 1, 5.). Maria bat, sagen da manche, zur Unzeit, sie drängte Jesum. Aber damit tat sie ja nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht. Gilt es denn auf einmal nicht mehr, gilt es gerade für die Mutter Jesu nicht, daß wir allezeit beten sollen (Luk 18, 1.), daß wir ohne Scham und Scheu Gott drängen sollen (Luk 11, 8.), und daß durch rechtes Gebet alles, also ohne Gebet gar nichts erlangt wird?

„Indes, sehen wir die Worte Jesu selbst an. „Sie klingen“, rufen protestantische Exegeten aus, „ja wie lauter Abweisung und

(und darüber haben die Archäologen zu entscheiden), dann wären jene schwerverständlichen Erklärungsversuche nicht mehr nötig. Eine solche Sitte wäre gar nichts Unerhörtes in der Geschichte. Soweit ich mich erinnere, nennt z. B. der heilige Aloisius seine Mutter in Briefen Signora. In südlichen Ländern, in Italien, Spanien, soll jetzt noch die Sitte bestehen, daß die Kinder in Gegenwart von anderen ihre Mutter stets Signora oder Donna nennen. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß statt der unvollenkommenen oder, weil gar zu wörtlich, auch leicht unverständlichen Übersetzung „Weib“ die viel richtigere und sinngemäßere Übersetzung „Frau“ auch in den Schulbüchern, Katechismen und offiziellen Evangelienbüchern angenommen würde, eine Übersetzung, welche nicht bloß von den besten katholischen Exegeten, sondern auch von modernen protestantischen Theologen, z. B. Weizsäcker, als die einzige richtige anerkannt wird.“ (cf. Apolog. Volksbibliothek Nr. 18, Maria, S. 8.)

Tadel! Der Herr verwirft Mariens Bitte, sagen manche, weil die Zeit noch nicht da ist, oder nach anderen gar, er verwirft sie, weil die Zeit ohnehin schon da ist, und gibt zu verstehen, daß er das Erbetene tue, aber nicht weil, sondern obgleich er gebeten worden ist. Letzteres ist der traurigste Ausweg. Freilich gewährt er dafür einem rechten Eiferer gegen alle Verehrung der Mutter Gottes die große Freude, aus einem Worte Jesu beweisen zu können, daß die Fürbitte der heiligen Jungfrau nichts, auch gar nichts vermag. Diese Freude, wenn es denn eine wäre, würden wir jedoch mit der trostlosen Gewißheit erkaufen, daß überhaupt alles Gebet eitel ist, dann am eitelsten, wenn es erfüllt wird. Denn dann erfüllt es Gott nur, weil ohnehin die Zeit gekommen ist. Aber wozu denn alle diese traurigen Auswege? Eine Schwierigkeit in der Erklärung „Nondum venit hora mea“ entsteht, wenn wir die nachher doch sofort eintretende Gewährung beachten, ja doch nur erst durch die Voraussetzung, daß durch Bitte und Fürbitte die Stunde der Taten Gottes nicht beschleunigt werden könne. Sobald wir uns von dieser Voraussetzung frei machen, ist das Wort Jesu, statt schwierig zu sein, einer der trostreichsten Beweise von der Macht des Gebetes auch über Zeit und Stunde. Freilich ein solcher, der zunächst der Fürbitte Marias gilt. Und den Trost dieses Wortes muß sich daher jeder versagen, der der heiligen Jungfrau keine Ehre und Macht gönnen will, selbst wo die Heilige Schrift ausdrückliches Zeugnis dafür ablegt.

„Ohne solche Vorurteile betrachtet drückt das Wort Jesu: Quid mihi et tibi mulier, nondum venit hora mea, statt Tadel vielmehr die Anerkennung der Macht aus, welche in Marias Fürbitte über ihn kommt.

„Jesus, um seine göttliche Wunderkraft in Anspruch genommen, zeigt sich in seiner Erwiderung genau so, wie er selbst anderwärts das Verhalten Gottes dem unerschrockenen Beter gegenüber schildert. Gott mache es, lehrt der göttliche Meister, wie der vom Freunde aufgeweckte Schläfer. Derselbe ruft aus: „Mache mir keine Unruhe, die Türe ist schon verschlossen“, so sagt er, aber dann steht er doch auf, und zwar nicht trotz der Scheulosigkeit des Beters, nicht mit Vorwürfen über die unzeitmäßige Bitte, sondern vielmehr wegen dieser unerschrockenen Bestürzung, ohne Rücksicht, ob zur Zeit oder Unzeit. Daz er nun einer solchen Bestürzung weichen müsse, das bekennt der Sohn Gottes, den hier Maria als ihren Sohn in Anspruch nimmt.

„Quid mihi et tibi, mulier?“ Diese in der Sprache seines Volkes geläufige Wendung braucht er dabei genau in dem Sinne, den sie allemal hat. Wer aber behaupten will, daß hier in Jesu Mundie diese Worte einen Tadel gegen seine Mutter ausdrücken sollen, der ist den Beweis schuldig, daß Jesus, welcher alle Welt zur Bitte und Fürbitte ermahnt, ausnahmsweise seine Mutter

für unwürdig zu diesem Geschäfte habe bezeichnen wollen. Diesen Beweis wird nun niemand antreten. Und so schlägt denn die Bemängelung der heiligen Jungfrau Maria über ihr Verhalten bei der Hochzeit in Kana in das Gegenteil um. Die besondere Macht ihrer Fürbitte, seine Stunde zu beschleunigen, wird von dem Sohne hier anerkannt. Wie entfernt Maria aber von jedem Missbrauch dieser Macht ist, wie vielmehr ihr reiner Magd-
sinn Wurzel und Frucht eben dieser Macht ist, das zeigt sie jogleich in der Weisung an die Diener: „Was Er euch sagen wird, das tut.“

Beugt sich Gott vor der Macht des Gebetes, so ist es nur die Demut und Selbstverleugnung, die er krönt. Solche Krone auf dem Haupte eines geschaffenen Wesens kann denn auch der Ehre Gottes keinen Eintrag tun, sondern dient zu seiner größeren Verherrlichung, und wer sie nicht ehren wollte, der würde Gott die Ehre entziehen, der würde die Demut vor Gott — verachten.“

So Pastor Dietlein. Nach ihm also wird auf der Hochzeit zu Kana die besondere Macht der Fürbitte Mariens vom Sohne anerkannt. Der protestantische Theologe liefert uns also hier einen schätzenswerten Beitrag zur Apologie der Marienverehrung, der in der Schule und auf der Kanzel mit Nutzen verwertet werden kann.

Die katholische Presse und der Klerus von Oberösterreich.

Von Friedrich Pejendorfer, Direktor des Diözesan-Presbvereines in Linz.

Auf, geliebte Brüder und Söhne
in Christus, zur heiligen Abwehr
gegen die bösen Zeitungen. Diese
Abwehr ist eine heilige Pflicht.

Bischof Doppelbauer von Linz.

Schon lange ist in unserer lieben „Theologisch-praktischen Quartalschrift“ kein so aktueller, praktischer und packender Artikel gestanden, als „Presse und Priester“ vom Piusvereins-Apostel in Tirol, dem Prämonstratenser Dominikus Dietrich in Wilten (1911, S. 735 ff.). Dietrich hat mir diesen Artikel aus der Seele geschrieben und jedes Wort darin möchte ich nach meinen vielfährigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Presse unterschreiben. Der katholische Klerus in Österreich hat schon außerordentlich viel für seine Presse getan, tausendfacher Dank gebührt ihm dafür. Aber noch immer gibt es vielleicht noch einzelne Priester, die mit verschrankten Armen seitwärts von der Preszbewegung und vom Piusverein stehen und die kein Verständnis für die Wichtigkeit der katholischen Presse zeigen. Möge der Artikel „Priester und Presse“ allen diesen wie ein Weckruf erklingen, der sie mahnt zur frischen Tat, zu reger Arbeit auf diesem so heiß